

# Leipziger Volkszeitung

Organ für die Interessen des gesamten werktätigen Volkes.

Abonnementspreis pro Monat inkl. Bringerlohn 70 Pfg., bei Selbstabholung 60 Pfg.; mit der illustrierten Wochenbeilage „Neue Welt“ inkl. Bringerlohn 80 Pfg., bei Selbstabholung 70 Pfg. — Durch die Post bezogen (Postzeitungsliste Nr. 4827) vierteljährlich 2.10 Mk., für 2 Monate 1.40 Mk., für 1 Monat 70 Pfg. exkl. Postgebühren.

Redaktion: Tauscher Str. 19/21.  
Telegraphen-Adresse: Volkszeitung, Leipzig.  
Telephon 2721.  
Sprechstunde: 6—7 Uhr abends.

Inserate werden die 6 gespaltene Zeitspalte oder deren Raum mit 25 Pfg., für Gemeinlichkeiten, politische und gemeinnützige Verleumdungen mit 20 Pfg. berechnet. Schwieriger Satz nach höherem Tarif. — Der Betrag ist im voraus zu bezahlen. — Schluß der Annahme von Inseraten für die nächste Nummer früh 9 Uhr. — Aufgegebene Inserate können nicht wieder zurückgezogen werden.

Die Leipziger Volkszeitung erscheint täglich mit Ausnahme der Sonntage und Feiertage. — Verlag und Expedition: Tauscher Straße 19/21, Geschäftszeit 8—12 und 2—7 Uhr, Sonntage und Feiertage geschlossen.

## Die preussischen Landtagswahlen.

\* Leipzig, 3. September.

In der neuesten Nummer der Sozialistischen Monatshefte beschäftigen sich zwei Aufsätze mit den preussischen Landtagswahlen. Sie haben in der bürgerlichen Presse einen vielfachen Widerhall gefunden, obgleich sie kaum etwas Neues bieten und hauptsächlich bemerkenswert sind wegen des ziemlich resignierten Tones, den ihre Verfasser anschlagen, obgleich beide zu den eifrigsten Befürwortern der Parteibeteiligung an den preussischen Landtagswahlen gehören.

Unsere eigene Stellung zu dieser Frage resumieren wir in aller Kürze dahin, daß wir an sich Gegner der Beteiligung sind, nicht aus principellen Gründen, sondern weil wir uns davon nicht den geringsten Vorteil für die Partei versprechen, wohl aber viel unnütze vergebene Arbeit und Mühe. Da jedoch ein großer Teil der Partei anderer Ansicht ist und verschiedene Parteitage, zuletzt der Mainzer, sich für die Beteiligung ausgesprochen haben, so versteht es sich, daß wir uns dem Parteivillen fügen und nichts unterlassen werden, um unsere eigenen Befürchtungen zu schanden zu machen. Nicht allein die politische Ehrlichkeit, sondern auch die politische Klugheit gebietet den Gegnern der Wahlbeteiligung diese Taktik; das nach unserer Ansicht unausbleibliche Scheitern des Experiments wird um so gründlicher die Köpfe erhellern, je gründlicher das Experiment selbst angefaßt worden ist.

Genosse Bernstein hat deshalb ganz recht, wenn er in den Sozialistischen Monatsheften sagt, über die Wahlbeteiligung selbst herrsche in der Partei völlige Uebereinstimmung. Aber er hat nicht minder recht, wenn er hinzuzügt, über das Wie gingen die Ansichten noch weit auseinander. Das thun sie allerdings, wie unter anderem die beiden Aufsätze in den Sozialistischen Monatsheften zeigen. In den letzten Monaten war in Berliner Parteiversammlungen eine Politik der „Obstruktion“ empfohlen worden, unter Berufung auf gewisse Schönheiten des preussischen Wahlreglements, die es erundlichen sollten, daß bei einer massenhaften Beteiligung der Arbeiter der Wahlakt selbst nicht praktisch durchgeführt werden könne. Wir haben von dieser, um mit Engels zu sprechen, „Zukunftsmusik auf der Kindertrumpete“, nur flüchtige Notiz genommen, wie von einem beiläufigen Kuriosum; die Erwartung, daß sich die herrschenden Klassen in Preußen ihr gemeingefährliches, aber für ihre Sonderinteressen äußerst vorteilhaftes Klassenwahlrecht durch ihr eigenes, nach Bedürfnis mit einem Federstrich abzuänderndes Wahlreglement entwinden lassen würden, schien uns allzu kindlich, als daß wir uns damit eingehend befassen mochten.

Nun weist aber Genosse Bruhns in den Sozialistischen Monatsheften ausführlich nach, daß die ganze Rechnung nicht einmal äußerlich stimmt, daß diese „Obstruktion“ — immer vorausgesetzt, daß die Regierung nicht durch eine Aenderung des Wahlreglements den schönen Plan im Keime ersticht — vielleicht die Wahl von zwanzig Abgeordneten verhindern könnte. Die praktische Wirkung dieses „Erfolges“ schildert Genosse Bruhns ganz richtig mit den Worten: „Die gewählten 413 Herren würden ganz vernünftig weiter tagen und um so vernünftiger, als sie nun wahrscheinlich den letzten Rest wenn auch schwächerer bürgerlicher Opposition los sein würden.“ Es gehört nämlich zu den besonderen Vorzügen dieser „Obstruktion“, daß sie die Wahlen gerade in den Kreisen zu hindern geeignet ist, in denen heute noch der Freisinn aus eigener Kraft zu siegen vermag. Es ist dankenswert, daß Genosse Bruhns die thörichte Taktik erschlagen hat, aber es ist kein günstiges Vorzeichen für die Beteiligung der Partei an den preussischen Landtagswahlen, daß sich Berliner Parteiversammlungen monatelang damit beschäftigen konnten.

Der andere Aufsatz, den die Sozialistischen Monatshefte über die preussischen Landtagswahlen veröffentlichen, ist vom Genossen Bernstein verfaßt. Von ihm ging der Vorschlag der Beteiligung bekanntlich zuerst aus, aber er hat nun auch sein Körnlein Salz an die „Prehledende“, an die „ziemliche Gesundheit“ des deutschen Bürgertums, an die politische Aktionsfähigkeit des Liberalismus und so weiter gegeben. Er schreibt: „Ein regelrechtes Wahlkartell mit den Freisinnigen ist eine Unmöglichkeit. Nicht, daß irgend ein Princip dagegen spräche, oder schon der Klassencharakter der freisinnigen Partei allein ein solches Kartell unendlich macht. Ein Princip, das Wahlbündnisse ein für allemal verbietet, giebt es nicht, und der Freisinn könnte, wie Beispiele aus anderen Ländern zeigen, trotz seiner gemischten Zusammensetzung immer noch bündnisfähig sein, wenn seine Leitung eine andere wäre. Aber sie ist eben, wie sie ist, und hat ihren Weltblick erst jüngst wieder so deutlich dokumentiert, daß kein Mensch mit gesundem Sinnen daran denken kann, von ihr eine Politik zu erwarten, die ein Kartell mit ihr möglich macht.“ Das ist sehr richtig, nur haben andere Leute nicht erst „jüngste“ Erfahrungen nötig gehabt, um die gleiche Einsicht zu gewinnen.

Wenn sich Genosse Bernstein auf der anderen Seite dagegen verwahrt, daß „generelle Straspolitik“ gegen den Freisinn getrieben werde, so rennt er offene Thüren ein.

Eine solche Politik hat bei den preussischen Landtagswahlen noch kein Mensch befürwortet. Im Gegenteil ist gerade die eventuelle „Straspolitik“, die Genosse Bernstein auch jetzt empfiehlt, immer unfer gewichtigster Einwand

gegen die Beteiligung gewesen. Er meint, wo wir genug Wahlmänner stellen, um eigene Abgeordnete beanspruchen zu können, da sollten wir die Freisinnigen „kategorisch vor die Wahl stellen, entweder ein Mandat abzutreten oder sämtlicher sozialistischer Stimmen verlustig zu gehen.“ Diese Drohung hat den Freisinn noch nie geschreckt und schreckt ihn auch jetzt nicht, wie die Kritik des Bernsteinischen Artikels in der freisinnigen Presse zeigt, in der ganz richtig ausgeführt wird: Es ist schon recht von den Sozialdemokraten, daß sie uns gegen die Junker helfen wollen, aber auf eigene Mandate sollen sie nur verzichten; die giebt es ein für allemal nicht.

Man künste sich doch nicht darüber, daß die Freisinnigen dabei von ihrem Standpunkt aus ganz richtig kalkülteren. So lange wir uns an den preussischen Landtagswahlen nicht beteiligen, haben wir praktisch wie principell eine klare und reinliche Stellung; beteiligen wir uns aber daran, so können wir die Freisinnigen niemals den Junkern gegenüber im Stiche lassen, ohne uns selbst ins Fleisch zu schneiden. Vermutlich würden Herr Eugen Richter und seine Mannen mit Vergnügen ihre letzten Sitze im preussischen Abgeordnetenhaus opfern, wenn sie dafür bei den Reichstagswahlen seit vierzig Jahren zum ersten Male mit einem Schein von Recht den Wassen ihr altes Märchen aufbinden könnten, daß die Sozialdemokratie die Reaktion unterstützt habe, weil der stolze Mannesmut des Liberalismus sich nicht das kleine Trinkgeld einiger Mandate abpressen lassen wollte.

Genug also, das Wie der Beteiligung an den preussischen Landtagswahlen ist so unklar, wie am ersten Tage. Aber wir wiederholen: deshalb muß, wie die Dinge einmal liegen, doch eine ehrliche und gründliche Probe aufs Exempel gemacht werden, sei es auch nur in der beschriebenen Hoffnung, daß dann wenigstens dieser Wurm endlich einmal sterben wird.

## Politische Hebersticht.

Ein Volksgericht.

Aus Zürich wird uns intern 1. September von unserem eh. Korrespondenten geschrieben:

Dies irae! Der Tag des Jornes und der Rache! Wenn die beiden pfarrherrlichen Häuptlinge der bürgerlichen Parteien von Auserfihl auch nur ein klein wenig Verständnis für die elementare Volkskundgebung besitzen, die sich im Wahlergebnis des gestrigen Tages einen bleibenden Ausdruck geschaffen hat, so muß ihnen das Dies irae des alten Mönchsgesangs schauerlich in die Ohren gellen. Denn ein Tag des Jornes, des Gerichts und der Abrechnung war der gestrige Tag! Zu Gericht saß das arbeitende Volk des dritten Kreises über die schamlose Gewaltpolitik des Kantonsrates, über die Gesetzesverletzungen und Schikanen des Stadtrates von Zürich, über die bürgerlichen Parteien des

## Seuilleton.

[Nachdruck verboten.]

### Das tägliche Brot.

Roman von Klara Wiebig.

Mit Appetit biß Mine in das Brot, mit Zwiebelleberwurst belegt, das Frau Wälbner ihr mitgegeben, und ließ auch Fridchen abbeißen. Dann nahm sie einen Schluck Kaffee aus der in Zeitungspapier gewickelten Bierflasche und ließ auch Fridchen trinken.

Die Witreisenden hielten sie für eine Frau und fragten sie nach ihrem Mann, und ob das das Jüngste wäre? Vierter Klasse pflegt man mit seinen Mitteilungen nicht zurückhaltend zu sein, aber Mine schwieg, sah still zwischen die anderen gedrängt und sah auf ihr Kind.

O wie hübsch sah Fridchen aus! Freilich bleich; der Würde die Landluft gut thun. Die Frau hatte immer geklagt, die Jöhre sei unartig und wolle nicht essen; Krämpfe sollte sie auch mal wieder gehabt haben, wie damals bei der Mathilde. Sie war gar nicht mehr so ein lustiges Kind. Und am Rücken hatte sie wund Stellen vom Liegen in der Masse, und die Härchen am Hinterkopf waren ganz abgeschweert durch das grobe Wisen, von dem sie niemand einmal aufgenommen hatte. Laufen wollte sie noch immer nicht, die Beine waren ein wenig gekrümmt. Mit dem Sprechen haperte es auch noch, nur krähend oder greinend äußerte sie ihr Behagen und Mißbehagen. Sie war entschieden zurückgekommen in den letzten Wochen, aber sie war doch immerhin ein prächtiges Kind, ein wunderhübsches Kind! Mine glaubte aller Blick auf ihr schönes, kleines Mädchen gerichtet.

Sie hatte es so niedlich gemacht wie möglich, in einem schottischen Mäntelchen und einer rotwollenen Mütze mit Ohrenklappen. Sorgsam hielt sie ihr Tuch um das Mäntelchen zusammen, daß nur ja keine Krume oder kein Kohlenstaub es beschmutzte.

Endlich kam die letzte Station. Ach, da floß die Warte noch ganz wie früher! Nur die Stadt schien Mine viel kleiner geworden.

Von den Türmen läutete es Mittag. Das war recht, da kam sie noch bei guter Zeit heim! Nach Hause! Ohne sich aufzuhalten, schritt sie hinaus in die Felder.

Sie wanderte rüstig. Eine milde Sonne lugte auf die Stoppel, und der Wind trieb zarte weiße Fäden. In Berlin war's noch sommerlicher; hier ging die Luft stark und durchwehte einen frisch. Alles war schon in den Scheunen geborgen, nur die Kohlköpfe der Schwärmer standen noch in stattlichen Reihen, und die Kartoffeln hing an ihr schwärzliches Grün; nächstens mußte es schon gereift haben.

Das Landkind war in Mine erwacht. Sie ging vom Wege ab, zog eine der Kartoffelstauden aus dem Acker und prüfte, ob viele Knollen daran saßen. Ei, schön groß und gesund! Sie freute sich. Und als ein Rebhuhn zwischen Rübenkraut aufsprang, und ein Hase quer über die Furche sprang, lachte sie laut auf vor Vergnügen. Wenn Fridchen erst hinter dem Häschen dreinsah, wie sie selbst als Kind in fruchtloser Jagd gethan! Ein Glücksgefühl, wie sie es kaum je empfunden, kam über sie.

Auch das Kind schien zufrieden, grahlte behaglich und schlief zuletzt ein, das Köpfchen an den Hals der Mutter schmiegend. Gemäßigten Schrittes ging Mine nun weiter, um Fridchen ja nicht zu weden! Dann hatte sie nachher

rosige Wädden und war recht lieb, und die Eltern würden sich doppelt über sie freuen.

Der Weg wurde Mine gar nicht lang; früher, wenn sie Butter nach der Stadt gebracht, war er ihr viel länger erschienen, und da hatte sie doch nicht so schwer getragen.

Auf Schritt und Tritt eine Erinnerung. Hier im Grund hatten sie damals bei der Abreise den Storch gesehen, und Bertha hatte Unsinne getrieben und ihn geschweicht.

Je mehr sich Mine Volkmüh näherte, desto lebhafter mußte sie an Bertha denken. Es war ihr ordentlich berlegen, wie sollte sie vor Berthas Mutter bestehen? Sie konnte ihr nichts, gar nichts von der Tochter erzählen; am Tage vor Fridchens Geburt hatte sie die Bertha zum letztenmal gesprochen. Seitdem nichts mehr von ihr gehört und gesehen. Unrecht war es, unkameradschaftlich; als wenn man gar nicht ein und dieselbe Heimat hätte! Aber so ging's nun einmal in der großen Stadt — so viele Straßen, so viele Häuser, und jeder hatte so viel mit sich selbst zu thun!

Nach und nach wurde Mine aufgeregter. Als sie die Höhe der Chauffee erreicht, und der Kirchthurm von Volkmüh, schlank und spitz, über den Sandberg weg guckte, klopfte ihr das Herz. Eine warme Röte stieg ihr in die Wangen.

Da war er! Und da war das Dorf mit seinen hängenden Dächern, nicht verschwommen im morgentlichen Nebeldunst, wie sie es beim Abschied zurückgelassen, sondern klar und freundlich im durchsichtigen Nachmittagslicht.

Sie stieß einen leisen Freudenschrei aus und blieb unwillkürlich stehen. Ach, daß sie's nun endlich wieder sah! Nichts, gar nichts verändert. Nur wo sonst Gerste